

Prolog

Von der Freiheit trennte ihn noch ein Katzensprung.

Und die Uniformierten.

Sie waren zu zweit. Schwach hoben sich ihre Silhouetten vom dunklen Hintergrund des Waldes ab. Und auch nur dann, wenn die Wolkenschicht ein wenig vom fahlen Licht des Mondes durchscheinen ließ. Hin und wieder zündete sich einer der Bewaffneten eine Zigarette an. Dann flackerte kurz ein bleiches Gesicht unter dem Helm auf.

Sie bewachten die baufällige Brücke über dem träge dahinfließenden Strom. Die Straße hatte schon lange kein Fahrzeug mehr befahren. Sie war gesperrt, der Asphalt aufgebrochen, die Decke von Grasbüscheln übersät.

Der Mann im Graben tastete nach dem Messer in seinem Stiefel. Seit mehr als zwei Stunden hatte er die Doppelstreife beobachtet. Hatte darauf gewartet, daß einer der Männer sich entfernte oder wenigstens zum Wasserlassen abwandte. Und auf Regen hatte er gehofft. Rauschender Regen würde ihm die Arbeit erleichtern. Geräusche übertönen, die Sicht verschlechtern, den Griff zum Gewehr um Sekundenbruchteile verzögern.

Er blickte zum Himmel. Dunkle Wolken glitten vorüber, aber Regen war nicht in Sicht. Vielleicht später. Er würde warten. Bis kurz vor Morgengrauen. Dann würde die Aufmerksamkeit der Männer nachlassen. Gemurmel drang an sein Ohr. Einer der Soldaten gestikulierte, der andere nickte. Er behielt ihre Schatten im Auge, während er seine Lage veränderte, um Arme, Beine und Schultern zu bewegen. Nacheinander konzentrierte er sich auf die verschiedenen Körperteile, spannte und entspannte die Muskeln und ließ die Wärme des Blutes pulsieren.

Nachtfeuchtes Gras und lehmiger Erdboden verströmten den Geruch des Lebens. Viele Jahre hatten Tod und Krankheit seine Sinne beherrscht. Zuerst der lautlose Abgang seiner Opfer, später Schreie von Sterbenden, Gestank von Siechen, Blick auf Leichen, die am Morgen abtransportiert wurden.

Tief sog er den Duft des Erdreiches ein, atmete die klare Luft und lauschte auf die Geräusche der Nacht.

Als ein Käuzchen rief und in einiger Entfernung ein anderes antwortete, klirrte am Brückenkopf Metall. Einer der Uniformierten hatte sein Gewehr abgelegt und an das eiserne Geländer gelehnt. Nun strebte er zum Schatten des Waldstreifens, der die Straße bis kurz vor der Brücke säumte. Der andere wandte sich ab und sah zum Fluß hinunter.

Das war die Chance.

Gebückt und lautlos bewegte sich der Mann im Graben voran. Sinne und Nerven waren bis zum Äußersten gespannt. Er registrierte das leise Plätschern am Waldrand und beschleunigte seinen Schritt. Wenige Meter vor dem zurückgebliebenen Soldaten richtete er sich auf und sprang in langen Sätzen auf ihn zu. Das Messer lag sicher in seiner Hand.

Er hob den Arm, um die Klinge in die richtige Höhe zu bringen. In dieser Sekunde drehte sich der Soldat um. Entsetzt riß er Mund und Augen auf, richtete den Lauf seiner Waffe auf den herannahenden Fremden und tastete nach dem Abzug. Noch bevor sein Finger den tödlichen Hebel erreichte, betäubte ihn der Schock des in seinen Körper eindringenden Stahls. Statt in die Kehle war die Klinge direkt unter dem Kinn in den Kopf gestoßen. Ein unartikulierter Schreckenslaut drang aus dem geöffneten Rachen. Blitzschnell zog der Angreifer das Messer zurück und stieß erneut zu. Diesmal an der richtigen Stelle. Gurgelnd sackte das Opfer zusammen. Blut quoll im Rhythmus des noch schlagenden Herzens aus Mund und Stichwunden.

Eilig zerrte der Mann den Sterbenden zur Böschung, das Messer behielt er in der Hand. Ein kräftiger Tritt ließ den leblosen Körper zum Fluß hinunterrollen.

Als er sich aufrichtete, stand der zweite Mann über ihm. Das Mondlicht war verschwunden, nur ein Schatten war zu erkennen. Ein unterdrückter Fluch ließ erahnen, daß der Soldat sich seiner fehlenden Waffe bewußt wurde. Das Gewehr lehnte am Geländer, fünf oder sechs Schritte entfernt. Mit einem Wutschrei stürzte er sich auf den Mann, der bereits die Klinge bewegte. Von der

Wucht des Aufpralls wurden beide zu Boden gerissen. Das Messer schlitze ein Ohr des Soldaten, aber dessen Umklammerung nahm dem Arm des Mannes jede Bewegungsfreiheit.

Kurz entschlossen ließ er das Messer fallen und konzentrierte sich auf die Befreiung aus den Armen des Gegners. Er spürte dessen Atem, hörte ihn keuchen und fühlte seinen Herzschlag unter der Uniform. Rasch bog er den Kopf zurück und ließ seine Stirn auf die Nase des Soldaten knallen. Es knirschte, als das Nasenbein brach. Der Griff lockerte sich. In der nächsten Sekunde stieß er mit aller Kraft sein Knie zwischen die Beine des Mannes. Dann war er frei. Blitzschnell rammte er ihm die Faust in die Kehle und richtete sich auf. Der Mann war zäh, wollte ihm folgen, doch ein Tritt in den Unterleib warf ihn zurück.

Schnell und systematisch tastete er mit einer Hand nach seinem Messer, während er mit der anderen den Hals des Soldaten auf den Boden drückte. Schließlich lag der Schaft in seiner Faust.

Er ließ die Kehle des röchelnden Mannes fahren, ertastete den Rippenbogen und stieß die Klinge von unten in den Brustkorb, trieb sie nach oben zum Herzen, bis der Körper erschlaffte.

Als er sein Messer aus der Wunde zog, fielen die ersten Regentropfen.

Sekunden später eilte der Mann zu seinem Beobachtungsposten zurück, warf den alten Militärmantel über, nahm sein Bündel auf und strebte zur Brücke.

*

Das erste, was ihr auffiel, war ein Hamster.

Anna Lehnhoff folgte, nachdem der ICE Wilhelm von Humboldt sie auf seinem Weg von Berlin nach München in Göttingen abgesetzt hatte, dem Strom der Reisenden zur Treppe. Ihr blieben fast zwei Stunden bis zum Vorstellungstermin, und so würde sie die Zeit nutzen, um einen Eindruck von der Stadt zu gewinnen. Bahnhöfe waren ein guter Ausgangspunkt für erste Eindrücke, fand Anna. Zumal sie sicher sein konnte, auf aktuelle Tageszeitungen zu stoßen. Auch auf das Göttinger Tageblatt, in dessen

Redaktion sie – nach erfolgreicher Bewerbung und vielversprechenden Telefonaten – voraussichtlich im nächsten Monat anfangen würde. Die persönliche Vorstellung war nur noch eine Formsache. Wenn der Chefredakteur keine Einwände erhob, war sie eingestellt. Personalentscheidungen fielen – war Annas Eindruck – nicht in Göttingen, sondern im Verlag in Hannover.

Sie ließ sich treiben. Nichts erschien anders als auf jedem anderen Bahnhof. Etwas heller vielleicht, kürzlich renoviert, Wände und Decken des Tunnelganges noch nicht wieder vom Bahnstaub geschwärzt oder durch Graffiti verunstaltet. Kleine Läden links, ein Blumengeschäft und der unvermeidliche Imbißverkauf rechts, in der Halle Schaufenster einer Buchhandlung. Davor – im Halbkreis aufgereiht – bahnhofstypische Zeitungsstände.

Als sie das Foto sah, schoß ihr zum ersten Mal die Frage durch den Kopf, ob die Zeitung ihren Ansprüchen genügen würde. Nie zuvor hatte sie sich das gefragt, denn bei Bewerbungen war es immer nur darum gegangen, die Anforderungen der jeweiligen Stellenausschreibung zu erfüllen.

Die Titelseite des Göttinger Tageblattes zierte – vierspaltig und noch oberhalb der Schlagzeile zur Rentenpolitik – das Foto eines Feldhamsters. Neben dem possierlichen Tierchen große Blocklettern: »Baustopp wegen Hamsterkolonie – fällt Millioneninvestition Artenschutz zum Opfer?«

Das Gefühl, auf den Arm genommen zu werden, durchzuckte Anna, unwillkürlich sah sie sich um. Aber nirgends schien eine versteckte Kamera zu lauern. Sie zog das Blatt aus dem Gestell und strebte zum Geschäft. Ganz gegen ihre Gewohnheit überflog sie den Anreißer im Gehen. Fast wäre sie gestolpert, denn im Inneren der Bahnhofsbuchhandlung führten einige Treppenstufen zu den Zeitschriften hinab. Sie warf einen Blick auf die Frauenzeitschriften, nahm die neue Brigitte vom Stapel und studierte routinemäßig die Schlagzeilen der überregionalen Blätter. Im Hinausgehen blätterte sie zum Artikel im Lokalteil des GT.

Weder war heute der erste April noch deuteten Formulierungen auf eine Satire. Ganz ernsthaft berichteten die Kollegen der Lokalredaktion über ein reales Göttinger Phänomen. Danach hatte

die Stadt einen Baustopp verfügt, nachdem das Bauland für ein Forschungsinstitut von einer Hamsterfamilie besiedelt worden war. Investitionen von fünfzig Millionen standen auf der Kippe. Nach heftigem Streit zwischen Naturschützern, Stadt und Universität waren die Nagetiere umgesiedelt und die Bauarbeiten wieder aufgenommen worden. Nun waren die Hamster offenbar zurückgekehrt. Drei der possierlichen Steppentiere waren im Universitätsgelände herumspaziert und wieder eingefangen worden.

In dieser Stadt, schloß Anna, wurde Politik mit den Grünen gemacht. Das konnte spannend werden. Wenn grüne Politiker hier den Ton angaben, würden Verkehrs- und Wirtschaftspolitik ein ergiebiges Feld für journalistische Betätigung bieten.

Nachdem sie die weitere Betrachtung der Hamsterfrage auf einen späteren Zeitpunkt geschoben hatte, wandte sich Anna zu einem der Ausgänge und betrat den Bahnhofsvorplatz. Hier wurde sie zum zweiten Mal überrascht. Nicht die gleißende Mittagssonne, die plötzlich durch die Wolkendecke brach, auch nicht die unzähligen Fahrräder, die chaotische Metallhaufen bildeten, erregten ihr Interesse, sondern zwei ungewöhnliche Bauwerke.

Anna hatte sich informiert, sie erwartete ein mittelalterliches Stadtbild. Fachwerk aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Bürgerhäuser aus der Zeit der Jahrhundertwende und klotzige Büro- und Kaufhäuser aus den späten siebziger und den achtziger Jahren. Doch ins Auge sprangen eine weiß leuchtende Säulengalerie nach antikem Vorbild, die den Bahnhofsplatz zur Stadt hin abgrenzte, und ein kreisrunder Spitzturm, der zu tief in die Erde gesunken schien. Beide Konstruktionen standen in seltsamem Kontrast zur Fassade des Bahnhofsgebäudes im Stil hannöverscher Präsentationsbauten. Sie stammte, wie Gebhards Hotel jenseits der Berliner Straße und das benachbarte Zoologische Institut, aus den fünfziger und sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Was mochte Göttingens Stadtväter zu dieser stilistischen Eskapade getrieben haben?

Sie nahm sich vor, den Chefredakteur danach zu fragen.

Ein Fußgängertunnel, der reichlich mit Plakaten und primitiven Graffiti verunziert und offensichtlich seit Jahren nicht gereinigt worden war, brachte sie zur Goethe-Allee.

Am Nabel, dem zentralen Punkt der Fußgängerzone, war sie kurzzeitig irritiert. In ihrem Gedächtnis hatte sich das Bild einer gläsernen Kaskade festgesetzt, von der, durch farbenfrohe Lichtspiele begleitet, Wasser über mehrere Etagen herabplätscherte. Nun stand sie vor einem Brunnen, über dem – ganz ohne Wasser – bronzene Figuren einen seltsamen Reigen tanzten. Wahrscheinlich hatte sie Fotos aus einem Bildband der siebziger Jahre in die Gegenwart übertragen.

Auf dem Brunnenrand hatte sich eine Gruppe schrill gekleideter Punkmädchen mit leuchtend grünen, roten oder lila Haarschöpfen niedergelassen. Anna mußte innerlich schmunzeln. Im Vergleich zu ausgeflippten Berlinerinnen wirkten die Mädchen geradezu altmodisch. Punk war doch schon längst nicht mehr der letzte Schrei. Ein älterer Mann in abgerissener Kleidung suchte lautstark die Diskussion mit den Punkerinnen, schwenkte mit ausholender Geste eine Flasche und stieß zu jedem seiner gelallten Worte einen Zeigefinger in die Luft. Etwas abseits lagen zwei junge Männer mit einem halben Dutzend Hunden unter dem Schaufenster eines Textilgeschäftes auf dem Straßenpflaster und feuerten, Bierdosen schwingend, den Disput an. »Verpiß dich, Alter«, rief eines der Mädchen und reckte den Mittelfinger.

Ungerührt strömten Menschen um die Szene herum, gingen ihrer Wege, schlendernd die einen, zielstrebig und hastig die anderen, vorbei an voll besetzten Tischen von Straßencafés und Kneipen. Überall wurde geredet, gelacht, geflirtet. Anna hatte noch in keiner Stadt so viele junge Menschen ohne erkennbaren Anlaß auf der Straße gesehen. Über allem schwebten die Klänge von Straßenmusikanten, die mit Stimme, Baß und Saxophon zur Sommerparty-Atmosphäre beitrugen. Am liebsten hätte sie sich auf dem nächsten freien Stuhl niedergelassen, um sich der leichtlebigen Stimmung hinzugeben. Aber bis zum Rathaus wollte sie noch vordringen. Erst wenn sie sich dort umgesehen, die Bronzestatue des großen kleinen, buckligen Georg-Christoph Lichten-

berg und das Gänseliesel gesehen und jenen Punkt gefunden hatte, von dem aus man laut Stadtführer alle Innenstadtkirchen sehen konnte, würde sie sich in die Sonne setzen, sich mit einem Eisbecher belohnen und das Treiben der Menschen beobachten. Aber schon jetzt war sie sicher: In Göttingen würde sie sich wohl fühlen.

Sie wandte sich nach rechts und stieß nach wenigen hundert Metern auf den Marktplatz. Hier endlich vervollständigte sich der Eindruck des mittelalterlichen Stadtkerns: das alte Rathaus, schmale Fachwerkbauten, deren obere Stockwerke hier und da über die unteren hinaus in die gepflasterte Fußgängerzone ragten. An einigen Stellen hatten historische Häuser modernen Gebäuden weichen müssen. Annas Betrachtungen brachen ab, als die Auslagen eines Schuhgeschäfts in ihr Blickfeld gerieten. Ein ganzes Fenster mit sündhaft teuren Modellen jener französischen Marke, die sie bevorzugte, ließ ihr Herz höher schlagen. Irgendwann würde sie hier nach neuen Schuhen suchen.

Nachdem sie sich unter einem der Sonnenschirme des Rathskellers niedergelassen und einen Eiskaffee bestellt hatte, ließ sie den Blick über den Platz schweifen. Plötzlich tippelte eine Taube heran, schielte mit einem Auge zu ihr hinauf, mit dem anderen auf ihre Füße. Dann pickte sie einen Krümel auf und wanderte weiter zu den Resten aus einer Pommes-Tüte. Als hätte sie ein Signal ausgesandt, schwirrten gefiederte Genossinnen heran und begannen, sich um die Essensreste zu balgen.

Ihr Blick fiel auf die Fassade der Westbank. Hier hatte Onkel Max in den sechziger Jahren, als die Westbank noch Westdeutsche Spar- und Kreditbank hieß, die Göttinger Filiale aufgebaut. Vage erinnerte sie sich an Erzählungen von Widerständen und Problemen beim Abriß alter Stadthäuser, die dem Bankgebäude hatten weichen müssen.

Ihr neues Konto würde sie nicht bei der Westbank eröffnen. Sie hatte keine Lust auf Vorzugsbehandlung und dienernde Abteilungsleiter.